Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 19 (1915-1916)
Heft: 12

Artikel: Im Vorfrühling der Mutterliebe
Autor: Czischka, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665242

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Vorfrühling der Mutterliebe.

Von Rudolf Czischka.

Gestern hatte sie ihren zwölften Geburtstag gefeiert, die Ilse, und war von Papa und Mama mit einem Übermaß von Geschenken bedacht worden. Denn die Liebe ist verschwenderisch — und die Liebe zum einzigen Kinde erst recht. Handarbeiten, Märchenbücher, Spiele, kleine Eitelkeitsgegenstände — und was der nützlichen und nicht nützlichen Sächelchen noch mehr sind, die einer knospenden Mädchenseele von zwölf Lenzen zur Freude gereichen sollen — hatten sich auf dem Tischchen zu ganzen Bergen aufeinandergetürmt. Und sie waren von so viel alleshingebender, wärmender Sorgfalt umflossen gewesen, daß der Sonnenschein von gestern auch heute noch in dem jungen Herzchen nachzitterte. Ereignisse der Liebe sind wie das wunderbare Lichtmetall (Radium) der großen Französin und leuchten durch die Panzer der Nächte in die kommenden Tage hinein.

Ilse war ein schönes, aufgeweckstes Kind. Wenn man die Wangen, diese weichen und doch so strammen Polsterchen, betrachtete, mußte man an einen Pfirsich denken, dem der duftige Flaum der Reife auf den Backen schimmert, und die Haare waren goldene Wasserfälle, die den Nacken hinunterfluteten und dabei manchmal einen versprengten Strahl über die Schultern nach vorne auf die Brust überspringen ließen. Die Augen konnte man nur mit Fensterchen vergleichen, die zu einer Seele von blumenhafter Reinheit führten.

Kein Wunder, daß die Eltern in ihr Kind verliebt waren.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Tage kamen, Tage gingen, an den Pforten der Natur pochte der Lenz. Ilse hatte ihre Bücher ausgelesen, die zerbrechlichen Spiele waren dem Übereifer zum Opfer gefallen, und was von den übrigen Dingen ganz geblieben war, hatte der Staub des Alltags zugedeckt und gleichgültig gemacht. Die Gewohnheit ist die Feindin des Reizes.

Ilse ging durch die Felder und atmete den Frühling. Wie sich da alles regte und reckte und streckte, und wie es die Sonne suchte! Die keimende Bohne sprengt die Erde, junges, grünes Getreide straffte seine kurzen Blätter und züngelte mit den Spitzen im lauen Winde der Bläue entgegen, die Häsin hüpfte unstet und wie in Erwartung vom Waldrand ins Feld, vom Felde in den Wald, und hoch oben ging ein Punkt im Lichte und plauderte seine Sehnsucht in schmetternden Liedern aus — die Lerche. Ein Werden und Drängen zog durch die Natur, ein unbändiger Wille zum Empor, zum Wieder und Mehr, und es war etwas Heiliges mit im Spiele, etwas Riesiges. Denn Ilse mußte sich überwältigt niedersetzen. Sie schaute und träumte, und als sie nach Hause kam, hatte sie verweinte Augen.

„Bist du krank, liebes Kind?“ fragte der Vater besorgt.

„O nein, Papa . . . ich weiß nicht . . . es fehlt mir gar nichts . . . ich . . . ich . . . O Papa . . .“ Und schon perlte es wieder aus den zwei braunen Seelenfensterchen und malte Bächlein auf den Hauch der Wangen.

„Aber Kindchen, Kindchen. So groß . . .“

Er zog sie an sich und küßte sie auf die Stirne. —

„Mit Ilse ist etwas nicht in Ordnung,“ sagte er dann zur Mutter,

als er mit ihr allein war. „Wir müssen ihr Zerstreuung verschaffen; der Kleinkinderkram paßt nicht mehr für sie. Es ist nicht gut, wenn ein Mädel in diesem Alter zu grübeln anfängt. Und Tränen ohne Ursache sind böse Tränen."

„Wir müssen sie irgendwie beschäftigen. Ablenken," gab ihm die Mutter recht. „Ich werde mit ihr Konzerte besuchen."

Und sie fuhren zusammen in die Stadt, zwei-, dreimal in der Woche, lauschten Beethovens und Verdis Weisen, riefen im Theater Shakespeare und Goethe zu Hilfe, kauften schöne Kleider und neue Spiele, aber die leise Traurigkeit auf Ilsens Stirne ließ sich nicht wegblasen und die Augen suchten weiter die Ferne und konnten minutenlang auf dem gleichen Gegenstand haften bleiben. Wohl fühlte sich die Kleine durch den Gotteszauber der Kunst gefesselt und ließ sich gerne in jene Reiche hinüberwiegen, wo irdisches Wünschen und Hoffen, Fürchten und Ahnen zu den Fabeln gehören, aber dieser göttliche Zustand der Selbstvergessenheit überlebte seine Erzeuger nur selten. Mit dem letzten Akkord, mit dem letzten Worte des sterbenden Helden verklang auch die Weihe, und es mußte das Unirdische dem Irdischen aus dem Wege gehen.

Eines Tages lustwandelten Vater, Mutter und Tochter im Walde. Der Lenz war vorgeschrittener und hatte in seinen grünen Teppich schon recht viel Farbe gewirkt; da blühte es, dort blühte es, rechts und links baumelten Glocken und Hütchen, Kugeln und Sterne auf schwanken Stielen, als nickten sie dem Wanderer Frühlingsgrüße zu, die Luft hing voller Düfte, die den feuchten Modergeruch des Herbstes und Winters niedergerungen hatten, und in den Ästen jubilierte das kleine Federvolk und meckerten und zirpten von Zeit zu Zeit geschäftige Eichhörnchen.

Plötzlich stieß Ilse einen Freudenruf aus und stammelte: „Mama — Papa — seht!" Sie hatte das erste Veilchen gefunden, o Gott, das erste Veilchen! So lieb saß es da, so rührend an einen alten Stein gelehnt, wie ein Enkelkindchen an den Großvater, der es kost.

„Nicht abreißen," flehte sie, als Papa Miene machte, die Hand nach dem lila Wunder auszustrecken, „nicht abreißen; ich nehme es mit den Wurzeln nach Hause."

Das war für die Eltern eine Offenbarung, dieses „Nicht abreißen", das plötzliche Verstehen eines bisher dunklen Evangeliums. Es war, als wäre ein jäher Lichtstrahl in ein finsteres Gemach gefallen und hätte dort Kristalle zum Aufleuchten gebracht. Vater und Mutter sahen einander an wie Menschen, die fühlen, daß eben ein einziger Gedanke von zwei Seelen zugleich Besitz ergriffen hat.

Also das Erwachen, Frühlingserwachen, Weibeserwachen ....

Auferstehung!

Mysterien der Liebe hatten sich in dem Kinde geregt und es beunruhigt, jene ungeheuren, geheiligten Mahnungen des Allvaters, der den Lebenden zuruft: „Seid auf der Hut, es geht der Tod durch Euere Reihen, erhaltet Euch, erhaltet Euere Art." Das Riesige, Unfaßbare hatte sich angekündigt, das ewige Erneuern, und die arme Kleine stand diesem Riesen allein gegenüber und war durch seine Gutmütigkeit verwirrt. Vielmehr: sie h a t t e gestanden, denn seit der Entdeckung des ersten Veilchens hier am Bach besaß sie zwei Bundesgenossen, die sie beschützen werden, die besten von der Welt.

Die Mütterlichkeit hatte sich gerührt, dunkel freilich und unbewußt, aber doch laut genug, um die Sprache der toten Spielsachen, die bis jetzt des Mädchens Jugendbegleiter gewesen, zu übertönen.

Leben und Bewegung mußte Ilse von jetzt an um sich haben, ein Leben, das wächst, Gefahren ausgesetzt ist, beschützt, bemuttert sein will, etwas, dem man zuflüstern kann: „Komm zu mir, ich habe so viel Sorgfalt zu vergeben, ich will Dein guter Engel sein."

Nun wußten die Eltern, wo man den Hebel ansetzen mußte: das erste, was sie zu Hause taten, war, ihrem Kinde ein Stückchen Garten anzuweisen, wo es schalten und walten konnte, wie es ihm gefiel. O, wo ist der Griffel, Ilsens Freude zu schildern, als die ersten selbstgepflanzten Narzissen und Hyazinthen ihre Knospen auftaten und in den sonnigen Tag hinein lachten? Und wie das summte auf dem Beet! Schien es nicht, als ob sich die Bienen um dieses Endchen Garten fast rissen? War der Honig hier besser, der Blütenstaub reicher? Wie herzig diese Immen in ihren roten, gelben und violetten Höschen aussahen — wie kleine Holländerbübchen am Sonntag, wenn sie in ihrer bunten breiten Tracht zur Kirche gehen.

„Schau, Ilse, aus diesem unscheinbaren farbigen Mehl werden im Herbst die Samen, und aus den Samen im nächsten Frühjahr wieder Blumen; ist das nicht wunderbar?", sagte eines Tages der Vater zu ihr und fand so Gelegenheit, ihr die tiefen herrlichen Rätsel der Blütenbefruchtung näher zu bringen, und die Rolle, die die Bienen dabei spielen, zu erklären. „Diese braven Summtierchen sind eigentlich die Standesbeamten der Blumen," scherzte er.

Ilse lachte wie eine Turteltaube, unbefangen und lieb.

„Ja, Kind, es gibt ewige, unumstößliche Gesetze, denen alles unterworfen ist, was da lebt und wächst. Wenn die nicht wären, stünde die ganze Welt im Zeichen des Todes. Die Blumen wären nicht da, die Bienen auch nicht, Mama nicht, du nicht, ich nicht — alles, alles wäre verödet und ausgestorben. Willst du mehr darüber wissen, Kind?"

„Ja, Papa, ach ja — du hast mich neugierig gemacht, und das alles muß ja so schön sein, so schön. Nicht wahr?

„Gewiß, mein Ilschen. Schön und ehrwürdig. Komm, wir wollen zusammen Mama bitten, daß sie dir noch einiges davon erzähle."

„Und du, Papa?"

„Ich? Ich ... ich habe jetzt zu arbeiten; ich muß einen Gang ins Dorf zum Amt machen."

*

Ilse bekam noch eine weitere Tätigkeit aufgebürdet, eine, die ihr noch mehr Freude bereitete als das Blumenwarten: sie mußte sich einiger armen Kinder annehmen und da ab und zu nach dem Rechten sehen. Und diese kleine Sorgen — ob Ännchen ein sauberes Schürzchen anhabe, ob es nicht Hunger leide, oder ob Elsi von den großen Buben auch wirklich nicht mehr ihrer krummen Beinchen wegen verspottet werde — nahmen die erwachende Seele so sehr gefangen und boten den keimenden Gefühlen so viel Nahrung, daß für das müßige Sinnen kein Raum und keine Zeit mehr übrig blieben.

*

Ilse wird nicht mehr grundlos weinen und mit umflorten Blicken die Kämme ferner Hügel suchen — nein. Sie geht nun ruhig durch die Wochen

ihres Lenzes, dem Sommer der Jugend zu, unantastbar für das Gemeine, eine aufrechte Pilgerin, der alles Heilige heilig ist, ein glückliches, zufriedenes Menschenkind.

Das hat die Harmonie der zwei Welten getan — der inneren und der äußeren.

Barbaren und Barbarisches.

Eine harmlose Plauderei.

Von Otto Haggenmacher.

Der werte Leser lasse sich durch die Überschrift nicht abschrecken; denn es ist in den nachfolgenden Zeilen nicht darauf abgesehen, ihm durch Schilderung gräßlicher Kriegsgreuel und grausamer Untaten Schauder zu erwecken, so daß ihn eine Gänsehaut überliefe. Das wäre ja barbarisch, während doch nur harmlose Belehrung bezweckt wird.

„Barbaren". Wie oft wird das Wort wieder gebraucht, seit der unselige Weltkrieg 1914 ausbrach, wie oft im Gespräche und in Schriften. Besonders die Deutschen und Österreicher genießen bei ihren Feinden der Ehre, mit diesem Namen bezeichnet zu werden, während sie ihrerseits ihren slavischen Feinden mit demselben Respektsnamen vergelten. Barbaren: das Wort hat so etwas Hellklingendes an sich mit seinen A-Lauten, daß man es nicht ungerne hört und spricht; zugleich aber mit seinen rasselnden R-Lauten so etwas Rauhes, daß es unwillkürlich die Vorstellung von etwas Hartem, Furchterregendem erweckt. Und doch ist seine älteste Bedeutung eine ganz harmlose.

Die Griechen des Altertums nannten ursprünglich jeden, der nicht ihre Sprache sprach, Barbar. Das Wort bedeutete also den Nichtgriechen, den Fremden, den Ausländer und besaß noch keinen herabsetzenden verächtlichen Nebensinn. Je weiter aber die Griechen die Grenzen ihrer Kenntnis fremder Völker ausdehnten und je mehr sie mit solchen feindlich zusammenstießen, desto mehr verband sich mit dem Worte der Begriff des Abstoßenden. Die Sitten und Gebräuche der Fremden erschienen minderwertig, widerwärtig, roh. Und erwies sich der Fremde, zumal als Sieger, hart und als Bedrücker, so war es nur natürlich, daß sich zum Worte Barbar die Vorstellung von Grausamkeit, Wildheit, Brutalität, Unmenschlichkeit gesellte.

Als die Perser, zum Teil noch weit hinter griechischer Kultur zurückstehend, mit ihren riesenhaften Heeresmassen der griechischen Freiheit den Untergang drohten, wurden sie den Griechen ein Gegenstand des nationalen Hasses und der Verachtung. Der orientalische Despotismus, der nur sklavenhafte Volksmassen züchtete, widerstrebte den Griechen. Barbarisch bedeutete ihnen von nun an nicht mehr nur fremdländisch, sondern zugleich unzivilisiert, gewalttätig, roh, grausam.

Diese Bedeutung blieb nun dem Worte bis heute. Die Römer übernahmen dann Wort und Begriff von den von ihnen unterjochten Griechen und wendeten sie auf alle Völker an, die nicht römische oder griechische Kultur und Bildung besaßen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die Germanen von ihnen Barbaren genannt wurden. In der Tat waren ja die germanischen Bewohner nördlich der Alpen bis an die Nordsee, die Ostsee und das Schwarze Meer keine sanften Lämmerschwänzchen. Die rauhe Lebensweise